

Gerd Simon

Der Mutationsansatz in der Metaphernforschung

Die hier präsentierte Theorie entsprang einem Kapitel aus dem unfertigen Opus „Bedeutungen von Bedeutung“, dessen fertige Teile man auf meiner Homepage findet.¹ Dieses Kapitel wurde im Kern in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben und seitdem immer wieder einmal in Einzelheiten geändert und als solches auch in Vorträge integriert, u.a. zum 150. Geburtstag des Begründers des Fiktionalismus, Hans Vaihinger, im September 2002 in dessen Geburtsort Nehren bei Tübingen.²

Die im Folgenden behandelte Metaphertheorie greift vorhandene, aber in Deutschland weitgehend vergessene Ansätze v.a. in der Philosophie des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts (Nietzsche, Vaihinger, Mauthner) auf. In meinem Fach, das ich mehr als 30 Jahre in Tübingen lehrte, der Linguistik, spielte der Metaphernbegriff nur eine untergeordnete Rolle. Er flammte gelegentlich auf, stand Anfang des 20. Jahrhunderts bei dem Romanisten Karl Vossler³ und dann wieder in den 80er Jahren bei den Chomsky-Schülern Lakoff und Johnson⁴ sogar im Vordergrund und galt seinerzeit als revolutionär, hatte aber offensichtlich keine nachhaltige Resonanz.

Beide Richtungen betonten die Ubiquität der Metapher, litten aber darunter, dass sie in verschiedener Hinsicht hinter die philosophischen Metaphertheorien bei Nietzsche und vor allem Vaihinger zurückfielen.

Worum ging es in diesen philosophischen Ansätzen? Wenn ich ein Praxisfeld z. B. die Presshalle in einer Autofabrik beschreibe, versuche ich die dortigen Vorgänge scheinbar in einer Art Doppelnotierung einzufangen. Selbst die Linguisten benutzen dazu nicht selten und sogar noch heute die Ausdrücke „Abbild“ oder „Wiederspiegelung“, um den Prozess der Umwandlung einer Wirklichkeit in Sprache oder allgemein in eine kommunizierbare Wirklichkeit ter-

¹ <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/bedeutungen1.htm>

² Für die Mitarbeit am Zustandekommen dieses Kapitels danke ich u.a. Dieter M. Walther Back, Steffi Grutsch, Ulrich Schermaul und Markus Vergeest.

³ Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft: eine sprach-philosophische Untersuchung. Heidelberg 1904

⁴ Lakoff, George / Johnson, Mark: Metaphors we live by. Chicago 1980. Dies.: Philosophy in the Flesh. NY 1999

minologisch zu fassen. Faktisch ist das aber in anfangs unvorstellbarem Maße komplizierter. Bilder wie „Abbild“, „Wiederspiegelung“ oder „Doppelnotierung“ erwecken nicht nur vergrößerte, sondern sogar falsche Vorstellungen von diesem Prozess. Vaihinger kann darauf hinweisen, dass es sich hier vielmehr um eine Kaskade von Umwandlungen handelt. Man würde doch auch nicht vergleichsweise die Resultate der Nahrungsaufnahme im Magen-Darm-Trakt – konkret die in Blutbahn und Zellen transportierten Eiweiße, Fette, Kohlehydrate oder gar die ausgeschiedenen Sekrete – als „Abbild“ der eingenommenen Nahrung bezeichnen. Wieso erwartet man dann, dass Sprache und Kommunikation die Wirklichkeit abbilden oder wiederspiegeln?

Ethnologisch orientierte Linguisten wie der amerikanische Außenseiter Benjamin Lee Whorf wiesen – unabhängig von Vaihinger – auf die Marotte hin, die nicht nur die europäische Kultur, aber keineswegs alle Kulturen, z. B. Indianerkulturen, kennzeichnet, das Meer in Wellen zu zerlegen. In der Tat hätte ein Mathematiker, sogar wenn man ihm zugesteht, das dynamische Gewoge im Meer in eine Folge von statischen Zuständen zu transformieren – das ließe sich ja nicht weniger als Marotte beschreiben –, sogar erhebliche Probleme, die Grenzen einzelner Wellen exakt zu definieren. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Wissenschaften Phänomene in Bestandteile zerlegen und diese zueinander in Relation bringen, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese wissenschaftlich schlecht begründete, unter Umständen überhaupt nicht begründbare Marotte in begründetem Verdacht steht, nichts anderes als der Ausfluss einer einseitigen kulturspezifischen „Selbstverständlichkeit“ zu sein.

Vaihinger beschreibt die sprachlich-kommunikative Eroberung der Welt nicht als Marotte, sondern – wie erwähnt – als Kaskade von Umwandlungen. Zentral sind für ihn die Begriffe „Metapher“ und „Fiktion“. Metapher ist ein aus dem Altgriechischen früh in Philosophie und Wissenschaft, insbesondere in die Rhetorik eingeflossener Ausdruck, den man am besten als „Ergebnis von Übertragungen“ fasst. μεταφέρειν heißt im Deutschen ‚übertragen‘. Die Rede von der „übertragenen“ Bedeutung im Deutschen verdankt sich sprachgeschichtlich der Lehnübersetzung aus dem Altgriechischen. Wenn in unserer Sprache etwas „bildlich gesprochen“ ist, wird danach eine Bedeutung aus einem Bereich in einen anderen Bereich übertragen. Wir werden sehen, dass es sich dabei in der Regel nicht nur um einen Übertragungsvorgang, auch nicht nur – wie manche neueren Metaphernforscher (z.B. Black) meinen – um einen interaktiven Vorgang handelt, sondern – wie am radikalsten Vaihinger das erfasst hat – um Umwandlungsprozesse. Erkenntnis ist – kommunizierbar und strukturiert durch die Metapher – die Verwandlung von etwas tendenziell Unbekanntem in etwas Bekanntes.

Fiktion ist abgeleitet von dem lateinischen Substantiv *fictio*, das seinerseits abgeleitet ist von dem lateinischen Verbum *fingere* , das die Bedeutung ‚streicheln‘, ‚gestalten‘, ‚bilden‘, ‚schaffen‘, ‚(er)dichten‘ (manchmal auch: ‚heucheln‘) hat. Seit den alten Griechen waren sowohl die Metaphern als auch die Fiktionen meist mit negativen Wertungen in Richtung ‚Lüge‘, ‚Fälschung‘ verbunden. Endgültig erst bei Vaihinger wurden sie nicht nur als unabdingbar und zentral, sondern auch in ihrer positiven Leistung für Erkenntnis und Praxis rehabilitiert.

Galilei gehörte bekanntlich zu den ersten, die das neu erfundene Fernrohr für wissenschaftliche Zwecke nutzten. Er entdeckte damit in der Nähe des Planeten Jupiter vier Himmelskörper, die mit bloßem Auge nicht sichtbar waren, hielt ihre Bewegungen fest und kam zu dem Ergebnis, dass sie um den Jupiter kreisen. Zu seiner Zeit war es noch eine Ketzerei und er selbst wurde wegen entsprechenden Überzeugungen verfolgt, wenn man die Erde und den Jupiter um die Sonne und den Mond um die Erde kreisen sah. Insofern war es keineswegs selbstverständlich, dass er diese um den Jupiter kreisenden Himmelskörper ‚Mond‘ nannte und daraus sogar wortschöpferisch einen Plural (‚Monde‘) bildete. Aber er hatte die um den Jupiter kreisenden Himmelskörper sich und den Mitmenschen mit der Metapher ‚Mond‘ anverwandelt und verständlich gemacht.

Verständlichkeit erfolgt freilich bei Vaihinger nicht anders als durch Übersetzung, genauer, Umwandlung von fremd und unverständlich Erscheinendem in Vertrautes, das man glaubt verstanden zu haben, bei dem der Verstehensprozess durch Gewöhnung zur Ruhe gekommen ist. Und diese Umwandlung geschieht durch Metaphern, und das unausweichlich und immer. Denn wie für Kant ist für Vaihinger das An-sich von Wirklichkeit nicht erkennbar und nur als Als-Ob-Phänomen von allerdings handlungsleitender Bedeutung. Der Wirklichkeit erkennende und in ihr wirkende Mensch wirft also nur ein Arsenal relationierter, als selbstverständlich erachteter Metaphern über diese, wenn er glaubt, sie verstanden zu haben. Wirklichkeit – würde Vaihinger Heideggers Begriffe, die er nicht kennen lernte, persiflieren – ist grundsätzlich nur zu-handen, aber es hilft beim Handeln, wenn man so tut, als sei etwas davon vor-handen. Das ließe sich auch an dem Wort ‚Wirklichkeit‘ ablesen, das zwar nicht – wie ich es, Marstrander folgend, fälschlicherweise selbst früher vertreten hatte – von Haus aus ‚Gewirktes‘ heißt, also in Analogie zu den Produkten der Textilbranche gebildet wäre, sondern von Werk abgeleitet ist, das auch schon in den indoeuropäischen Entsprechungen diese Bedeutung hat. Aber auch Werk dürfte ursprünglich konkreter im Sinn von ‚Handwerk‘ verstanden worden sein. An der These, dass der homo loquens auf der Bedeutungsebene zentral

ein homo faber ist, habe ich momentan keinen Grund zu zweifeln. Entsprechend kann Vaihinger auch davon reden, dass der Mensch dazu verurteilt ist, auf Grund von Scheinverständnissen zu handeln. Allerdings würde er sich reichlich missverstanden fühlen, wenn man ihm unterstellte, er teile Feyerabends ‚anything goes‘.

Wie funktionieren Metaphern? Schon Lambert, der elsässische Briefpartner von Kant, ein leider (trotz des Einsatzes von namhaften Kommunikationswissenschaftlern wie Gerold Ungeheuer¹) immer noch relativ unbekannter Sprach- und Zeichenphilosoph, hatte die Beobachtung gemacht, dass viele Wörter im Deutschen abhängig oder strukturiert sind von den **Raumwörtern**. Descartes hatte die Raumwörter (*oben – unten, vorn – hinten, neben* [im Deutschen erst sehr spät in *links und rechts* unterschieden]) in dem von ihm entwickelten Koordinatenkreuz einer mathematischen Behandlung zugänglich gemacht. Damit entstanden neue Möglichkeiten exakter Lokalisierung von Phänomenen und damit der Einwirkung auf die Wirklichkeit.²

Schon die Sumerer hatten die in Steinzeitkulturen vorhandenen **Zahlen** ‚eins – zwei – viele‘ – Reste davon finden sich noch in Suffixen indoeuropäischer Wörter in der Gegenwart, die Grammatiker ‚Singular‘, ‚Dual‘ und ‚Plural‘ genannt haben – in analoger Weise zu einem kompletten Zahlensystem weiterentwickelt, das ihnen alljährlich nach der Überflutung von Euphrat und Tigris half, das Land neu zu vermessen.

Ein drittes Bedeutungsfeld, mit dessen Hilfe wir uns Wirklichkeit immer wieder verständlich zu machen versuchen, ist der menschliche **Körper**. Wir zertrennen ihn dazu immer wieder in Körperteile: Kopf und Fuß, Arme und Beine, Hirn und Herz, Auge und Ohr, Mund und After. So benutzten unsere Vorfahren Körperteile, um die älteren Maße herzustellen wie ‚Fuß‘ und ‚Elle‘. Wie der Körper so sind auch aus dem Alltag vertraute Bedeutungsfelder wie ‚Baum‘ (Wurzeln, Stamm, Zweige, Äste, Blätter, Blüten), ‚Wasser‘ (Quelle, Brunnen, Tropfen, Rinnal, Bach, Fluss, Strom, Meer, See), oder ‚Haus‘ (Fundament, Keller, Stockwerke, Dach, Zimmer, Fenster, Tür, etc.) Ausgangspunkt für Metaphern, um uns weniger Bekanntes verständlich zu machen.

¹ Ungeheuer, Gerold: Lamberts semantische Tektonik des Wortschatzes als universales Prinzip. in: Brettschneider, Gunter u.a. (Hg): Wege zur Universalienforschung. (Fs. Seiler, H.) Tü 1980, 87-93 – Ders.: Prinzipien strukturaler Wortfeldanalyse bei Lambert. in: Ölberg, H. M. (Hg): Sprachwissenschaftliche Forschungen. (Fs. Johann Knobloch.) Innsbruck 1985, 473-9

² Es sei hier wenigstens erwähnt, dass sich solche Raumwörter in manchen Sprachen nicht zu einem eigenen Wortfeld strukturiert zu haben scheinen. Dann werden nur die Beziehungen zu bekannten Gegenständen ausgedrückt. (s. dazu Levinson, Stephen C. / Meira, S. (2003). [‘Natural concepts’ in the spatial topological domain – adpositional meanings in cross-linguistic perspective: an exercise in semantic typology](#). *Language*, 79(3), 485-516)

Manche Metaphertheorien gehen davon aus, dass der Herkunftsbereich von Metaphern dem Zielbereich ähnlich sein müssten. Eine Grenze zur Verschiedenheit finde ich da nicht angeben. Ich sehe einmal davon ab, dass **Ähnlichkeit** und Unterschiedenheit (Divergenz) polare Gegensätze sind, die im übrigen auch manchmal messbar sind.¹ Wenn z.B. der Sprachverein, um die Bedeutung der Sprache in Politik und Gesellschaft zu betonen, zur Quellmetaphorik greift, so war ihm sicher klar, dass er hier ein ungewöhnliches Bild benutzt, das den Leser kaum dazu veranlasst haben dürfte, über die Ähnlichkeit nachzudenken. Weitaus größere Bedeutung dürfte die allgemeine **Vertrautheit** mit dem Herkunftsbereich ‚Quelle‘ gehabt haben. Eine Hauptfunktion der Metapher ist ja gerade bei der Erstkonstruktion das Verständlichmachen von relativ Unbekanntem durch etwas relativ Vertrautes.

Die Metapher ist häufig als verkürzter Vergleich bezeichnet worden. Das ist sicherlich eine nicht ausreichende Definition. Schon deshalb sollten wir einen Blick auf **Vergleiche** werfen. Die Erforschung der Sprache der Wahrnehmung hat früh registriert², dass eine Beschreibung des menschlichen **Geruchssinns** z. B. in der deutschen Sprache kaum ohne Vergleich auskommt:³

(i) x riecht wie/nach y

Bildungen wie

(ii) x riecht streng

sind die Ausnahme. Sie sind sprachhistorisch spät entstanden. Ihr Vergleichscharakter ist auch dem Alltagsmenschen noch gegenwärtig. Sätze wie

(iii) Der Lehrer ist streng

sind noch leicht zu analogisieren. Auffällig ist jedoch, dass hier zwar das Vergleichswort wie fehlt, dass wir aber nicht sagen können:

(iv) *Sein Schweiß ist streng

Beim **Tastsinn** herrschen zwar ebenfalls Bildungen vor wie:

(v) x fühlt sich an wie y

Aber hier können wir daneben auch Sätze bilden wie

(vi) x ist weich

¹ s. dazu Simon, Gerd: Ein Ähnlichkeitsmaß. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Aehnlichkeit.pdf>

² Referiert in: Weisgeber, Johann Leo: Muttersprache und Geistesbildung. 1929 – Lenneberg, Eric H.: Biologische Grundlagen der Sprache. Frankfurt am Main 1977

³ In diesen Vergleichen steht x für das (relativ) Unbekannte, y für das (relativ) Bekannte.

Bei den Ausdrücken für den Tastsinn kann wie also fehlen, und es sind einzelne Adjektive (weich, hart), auch solche, die der Alltagsmensch nicht mehr als Vergleich deutet, mit sein und seinen Abwandlungen vollverbal verknüpfbar. Allem Anschein nach kommen diese Fügungen also ohne Vergleichswort aus. Sprachhistoriker haben aber für diese Adjektive ursprüngliche Bedeutungskomponenten ermittelt, die durchaus noch als Vergleich gedeutet werden können,¹ für weich z. B. ‚nachgiebig‘. Offenbar handelt es sich um eine Rückbildung aus dem starken Verbum weichen.

Ähnliches gilt für den **Geschmackssinn**. Hier ist für den Alltagsmenschen bei den Adjektiven süß, sauer, bitter der Vergleich nicht mehr gegenwärtig und auch nicht einfach rekonstruierbar. Hervorgegangen dürften diese Wörter aber ebenfalls aus einem Vergleich sein. So enthalten z. B. süß und sauer ursprünglich Bedeutungskomponenten, die mit Saft zu verbinden sind, bei süß mehr mit süßen (meist Frucht-) Säften, bei sauer mehr mit sauren (meist Milch-) Säften.²

bitter hängt auch etymologisch mit beißen, Biss zusammen. Für den Gegenwartsmenschen haben sich diese Adjektive freilich verselbstständigt. Selbst Linguisten dürften zumeist beim alltäglichen Gebrauch dieser Wörter nicht mehr den Vergleich heraushören.³

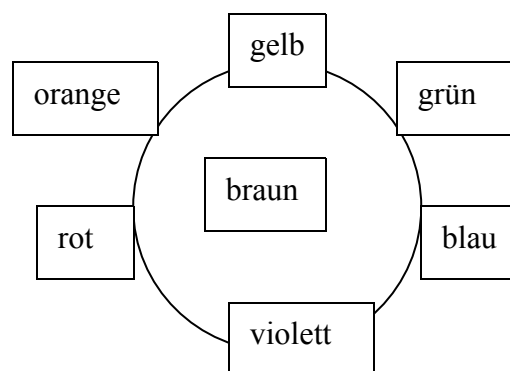
Bei den Ausdrücken für den **Gehörsinn** ist auch gegenüber denen des Geschmacksinns neu, dass hier die Adjektive laut und leise nicht mehr oder nur noch schwer auf Bedeutungskomponenten zurückführbar sind, die als Vergleich gedeutet werden können. Sie scheinen wie die der Körperteile nicht mehr als Metaphern aus anderen Bereichen interpretierbar. laut hatte offenbar schon in vorgermanischer Zeit als Adjektiv, Substantiv und Präposition diese nicht weiter ableitbare Bedeutung. Die Wörter für laut kennen – worauf mich Dieter M. Walther Back aufmerksam gemacht hat – in erstaunlich vielen Sprachen kein Antonym wie im Deutschen leise, selbst nicht in so nah verwandten Sprachen wie der englischen. Manche Forscher bringen leise mit griechisch λαρός (,lau, mild‘) in Verbindung. Aber dieser etymologische Zusammenhang gilt als durchaus unsicher.

¹ s. dazu die Auskünfte in den etymologischen Wörterbüchern, z. B. Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 81883). Berlin. 189 (22. Auflage)

² Der saure Zustand von Milch und ihren Produkten war früher der normale Zustand, als für Milch jedenfalls noch keine nennenswerten Konservierungsmethoden bestanden.

³ Die Etymologie des Wortes hart gilt als unsicher. Einmal wird es mit Wörtern zusammengebracht mit Bedeutungen wie ‚Harsch‘ (Schnee), dann ‚Krebs‘ bzw. ‚Kraft‘. In jedem Fall geht man auch hier von einem Vergleich aus.

Bei den Ausdrücken für den **Gesichtssinn** stehen in den Sprachen der europäischen Kultur die Adjektive im Vordergrund, die dem Anschein nach keinen Vergleich herstellen und mit sein gebildet werden können. Allerdings sind z. B. die Farben und die meisten anderen Wahrnehmungsausdrücke im optischen Bereich sprachhistorisch als aus Vergleichen entstanden interpretierbar. gelb hat ursprünglich Bedeutungskomponenten gemeinsam mit ‚Honig‘, grün mit ‚Gewächs‘, blau mit ‚Himmel‘ (unsicher), rot mit ‚Rötel, rote Erde;‘ orange und violett sind Fremdwörter, die mit der Frucht bzw. Blume (Veilchen) in unsere Sprache kamen. Das Besondere am Farbwortfeld ist, dass es kreisförmig um die Mischfarbe braun angeordnet werden kann mit gelb, blau und rot als Grundfarben, wobei die übrigen Farben durch Mischung benachbarter Grundfarben herstellbar sind.



Es gibt vor allem Sammler- und Jägervölker, die in ihrer Sprache ein derartiges Farbwortsystem nicht kennen, bei denen die Farbwörter an bestimmte Phänomene gebunden sind, die wie im Deutschen im Normalfall heute noch mit blond Haare und mit falb Pferde beschreiben. Seitdem die Optik entdeckt hat, dass es die unterschiedlich gebrochenen bzw. reflektierten Strahlen einer Lichtquelle sind, die im Auge in elektrochemische Impulse verwandelt werden, im Gehirn dann als Farbe gedeutet werden, die sich nur durch die Frequenz ihrer Schwingungen von den Schallwellen unterscheiden, die unsere Ohren wahrnehmen, und dass es Wellen mit Frequenzen gibt, die unsere Wahrnehmungsorgane nicht erfassen können, wurden auch zunächst fachsprachlich, dann aber auch alltagssprachlich Ausdrücke wie infrarot und ultraviolett gebildet. Seitdem „hinkt“ auch das Bild von der Kreisförmigkeit des Farbwortfeldes. Die Optik – nicht aber die Malerei – ordnet das Farben-Spektrum daher als Kontinuum an. Die linguistische Semantik spricht in diesem Fall von einem kettenförmigen Wortfeld. Kettenförmig ist auch das Zeit-Wortfeld, das ja – wie wir sahen – aus dem dreidimensionalen Raum-Wortfeld hervorging.

hell und klar lassen sich übrigens mit Bedeutungskomponenten aus dem akustischen Bereich verknüpfen (‚hallen‘, ‚tönen‘). Allerdings begegnet uns in dunkel ein Wort, das wie laut nicht

mehr in der Herkunft seiner Bedeutung rekonstruierbar ist, also wie die Raumwörter Grundwortcharakter haben.

Beim Menschen sind Gesichts- und Gehörsinn von zentraler Bedeutung; das ließe sich auch quantitativ an der Menge bedeutungsverschiedener Ausdrücke für diese Wahrnehmungsbereiche ablesen, natürlich erst recht an der Menge der Ausdrücke, die scheinbar ohne Vergleich auskommen und mit sein gebildet werden können. Kulturhistorisch nehmen diese zu und bilden bald eigene Wort- bzw. Bedeutungsfelder, beim Gehörsinn ein antonymes (laut – leise), beim Gesichtssinn ein kreisförmiges. Vergleiche und also auch Metaphern neigen also weitgehend, je mehr ihr Vergleichscharakter sich dem Bewusstsein entzieht, zur Bildung von Bedeutungsfeldern.

Der Übergang von Vergleichen zu Metaphern ist also nicht nur fließend. Auch das Verblässen von Vergleichen und Metaphern hängt mit dem Entstehen komplexer semantischer Phänomene wie den Bedeutungsfeldern zusammen.

Alltägliche Ausdrücke in Bedeutungsfeldern lassen sich wie bei den Körperteilen, bei den Zahlen oder bei den Raumwörtern systematisieren, wenn nicht mathematisieren. Gar nicht so selten dringen sie später als derart Verwandelte wieder in die Alltagssprache ein. Der Umstand, dass Körper-, Zahl- und Raumwörter Ausgangspunkte häufig für das Verständnis und die gezielte Verarbeitung von Wirklichkeit sind, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie auch in der ursprünglichen Form Metaphern sind, genauer: Bestandteil von Metaphernsystemen. Einen menschlichen Körper in Körperteile zu zerlegen, dürfte für die Menschen ursprünglich etwas Gewalttätiges an sich gehabt haben. Genau – d. h. zumindest bis auf die Einzelzelle exakt – die Grenze z. B. zwischen Arm und Hand auf der Haut zu ermitteln, dürfte auch heute einem Anatomen einiges Kopfzerbrechen bereiten. Da ist im Grenzfall zumindest anfangs eine Menge Willkür im Spiel. Nach einer Phase, in der die Wörter sich überschneidende Sachen bezeichneten und die Sachen Lücken aufwiesen, für die keine Wörter bestanden – das gilt auch noch für viele wissenschaftliche Begriffsfelder (übrigens auch für die Metaphernforschung) –, wird der Prozess der Einteilung in Richtung Exaktifizierung und Perfektionierung vorangetrieben. Dabei hilft uns die Ermittlung kleinster Einheiten bzw. was uns zunächst als solche erscheint. Denn in späteren Phasen werden meistens auch diese in Teile und

Teilchen zerlegbar. Bei den Raum- und Zeitwörtern ist dieser Prozess nur weiter vorangeschritten als bei den Körperteilen, sogar scheinbar ins Unendliche vorangetrieben.

Dass Körperteile, Zahlen, Räume nach diesem Prozess das Metaphorische verlieren, ist freilich eine Illusion. Wie Vaihinger überzeugend dargelegt hat, sind Vorgänge wie das Zerlegen von Phänomenen, das Herausheben (Abstraktion) von Merkmalen aus Phänomenen, die Reduzierung z. B. von Äpfeln auf eine Zahl, die Strukturierung derart reduzierter Phänomene zu einem System oder die genaue Lokalisierung eines Phänomens in einer vertrauten Umgebung Bestandteile von Metaphorisierungsvorgängen. Bei aller aktuellen Metaphorisierung werden Bezeichnungen aus einem Bedeutungsfeld herausgeschnitten, in seltenen Grenzfällen in toto in einen neuen Bedeutungszusammenhang übertragen, dessen Verständnis sie entweder konstituieren oder überformen, mit Sicherheit aber vereinseitigen.

An Äpfeln ist in der Regel primär für uns wichtig, dass sie essbar, und eher nebensächlich, dass sie zählbar sind. Zahlen sind auf den ersten Blick furchtbare Gleichmacher, sie vernachlässigen jedenfalls die Unterschiede. Von Zahlen, selbst wenn sie in der Tat – wie es irreführenderweise in der Mathematik heißt – „reell“ sind, kann man nicht leben. Wenn aber die Eltern zu Weihnachten die Äpfel für die Kinder abzählen und ein Kind weniger Äpfel bekommt, wird die Zählbarkeit der Äpfel plötzlich praktisch relevant. Das heißt: die Zahlen ermöglichen Vergleiche und damit auch Kritik (z. B. am Zuteilungsmodus), vor allem aber neue Handlungsmöglichkeiten.

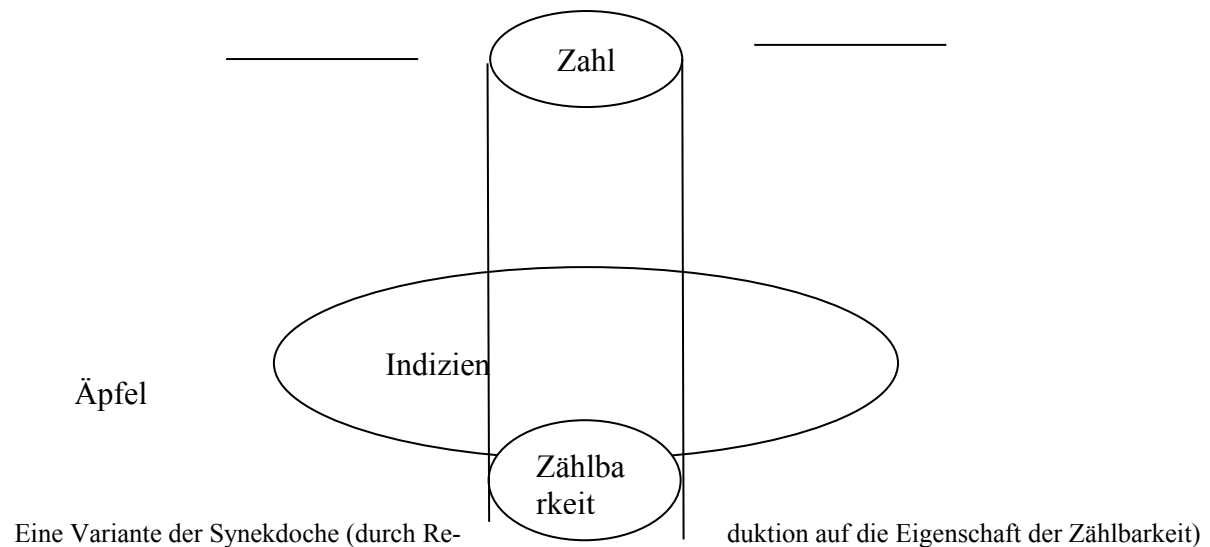
Zwei Vorgänge spielen also bei der Metaphorisierung eine Rolle:

- (1.) zerlegen in Bestandteile (Segmente)
- (2.) abstrahieren (wörtlich: abziehen), d. h. supra-segmentale Merkmale bzw. Eigenschaften bestimmen

Wenn ein Metaphorisierungsprozess sich in diesen Vorgängen erschöpft, nennen wir das mit einem Fachausdruck seit den alten Griechen **Synekdoche** (wörtlich: Zusammen- oder Mit-Abgelöstes, Mit-Aufgenommenes und im Griechischen bereits: Mitgedachtes). Den oben unterschiedenen Vorgängen entsprechend, lassen sich hier zwei Arten von Synekdoche unterscheiden:

- die **Endonymie**, die auf Bestandteilen (Komponenten) basiert (Apfeln, Schale ...) und
- das **Indiz**, das auf Merkmalen, Eigenschaften, Symptomen und Kennzeichen (allgemein: Indizien) beruht.

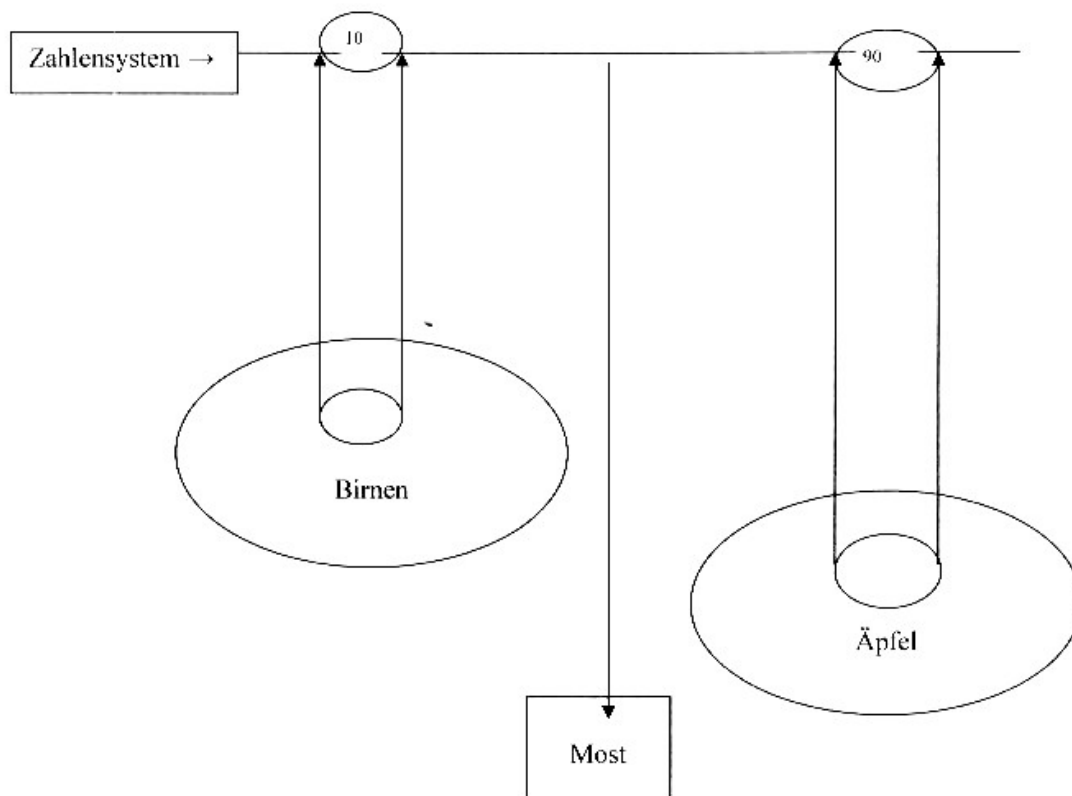
Bildlich dargestellt, könnte das folgendermaßen aussehen:



Davon nicht grundsätzlich verschieden behandeln wir die Äpfel, wenn wir an ihnen andere Eigenschaften (z. B. Werf-, Press-, Essbarkeit, Gewicht, Umfang etc.) herausheben. Birnen lassen sich auf gleiche Weise behandeln. Heben wir an den Birnen das Indiz ‚Zählbarkeit‘ hervor, können wir zusammen mit der der Äpfel und im Verein mit anderen Eigenschaften, z.B. Pressbarkeit, eine Weiterbehandlung vorbereiten, z. B. in der Form eines Rezeptes etwa zur Herstellung von Most: „Man nehme 90 Äpfel und 10 Birnen, presse sie“ etc.

Im Bild:¹

¹ Die Darstellung ist – wie auch sonst – auf das Relevante vereinfacht.



Schematische Darstellung der Ermöglichung einer Handlungsanweisung (Rezept) zur Herstellung eines Ergebnisses (Most) durch Reduktion der Ausgangsphänomene (Äpfel und Birnen) auf Zahlen

Das Abstrahierte ist also die Ausgangsbasis für neue Handlungsmöglichkeiten. Im einzelnen lassen sich bei den Indizien also folgende weitere Vorgänge unterscheiden:

- (3.) verbinden der abstrahierten Merkmale
- (4.) extrapolieren der verbundenen Merkmale bzw. einbetten in ein System
- (5.) entwickeln neuer Handlungspläne auf Grund der extrapolierten und verbundenen Merkmale
- (6.) handeln (zuerst probeweise) auf Grund der neu entwickelten Pläne

Während die Endonymie zum Ausgangsbegriff in einer **Teil-von-Relation** und die Indizien zu diesem in einer **Eigenschaft-von-Relation** stehen, kann man in den **Hyponymen** (= Unterbegriffen, Beispiel: Golden Delicious, Boskop) eine **Art-von-Relation** ausmachen. Sie sind genau genommen Indizien, die sich lediglich durch die größere Anzahl von Merkmalen vom Ausgangsbegriff unterscheiden.

Verwandt mit der Synekdoche ist die **Metonymie** (wörtlich: Anders- bzw. Mit-benennung; schon im Altgriechischen heißt das Verbum μετανομάζειν ‚umbenennen‘, ‚umtaufen‘). Statt des „gemeinten“ Wortes wählt man dazu ein konventionellerweise damit assoziiertes Wort der gleichen Ebene. Dieses assoziierte Wort wird üblicherweise in eine zeitliche, räumliche, kausale, logische oder sonstige erfahrungsmäßige Beziehung zum Ausgangswort gebracht, allgemein: es stammt aus dem Bedeutungsumfeld eines Wortes.

Sagt jemand: „Ich muss noch in die Pharmazie“, dann will er mit dieser Metonymie sagen, er müsse noch in das Gebäude, in dem Personen, Forschungsmittel und Unterrichtsräume des Fachs Pharmazie bzw. Pharmakologie oder eine Abteilung einer Institution (z.B. eines Krankenhauses) oder eines Industrieunternehmens untergebracht sind oder – so etwa ein Gebäude der Universität Tübingen, in dem heute ganz andere Wissenschaften untergebracht sind – auch nur waren, das also konventionellerweise mit ihm in Zusammenhang gebracht wird. Das heißt: „Pharmazie“ ist kein Element, und auch keine Eigenschaft des Gebäudes; es kennzeichnet eine für die Kenner dieses Gebäudes gewohnte Relation, die im übrigen hochkomplex und schwer zu beschreiben sein kann.

Bei den Metonymien kann es sich um feste schematische Beziehungen, z. B. Nebenbegriffe handeln. Normalerweise handelt es sich aber um fakultative Relationen, die also nicht unbedingt überall, immer und in jeder Hinsicht bestehen müssen; sie sind aber auch nicht beliebig herstellbar, was im Wesentlichen heißt: ihre Verständlichkeit nimmt mit der Gebräuchlichkeit zu. Entsprechend sind die Grenzen zwischen Metonymie und Synekdoche fließend bzw. sich überschneidend. In dem Beispiel „*Die Gürtelrose in Zimmer 25 hat Fieber*“ lässt sich die Gürtelrose nicht nur als Eigenschaft des fiebrigen Patienten und damit als Synekdoche behandeln, sondern auch als Relation und damit als Metonymie. Vaihinger subsumiert Synekdoche und Metonymie unter dem Oberbegriff **Semifiktion**.

Die **Metapher** scheint zunächst nichts anderes zu leisten als die Synekdoche oder die Metonymie. Die Operationen (1) bis (5) sind regelmäßig auch Bestandteile der Metapher. Wie vor allem die Synekdoche schneidet die Metapher aus einem Bedeutungsfeld Segmente oder Indizien heraus. Manchmal reißt sie aber auch ganze Bedeutungsfelder aus deren Umfeld heraus. Selten werden Teile des Umfelds mitherausgeschnitten. Eigenschaften, die ein Bedeutungsfeld mit anderen gemeinsam hat, können extrapoliert werden. Dann aber verpflanzt sie das Herausgeschnittene häufig in einen völlig anderen – wenn auch nicht beliebigen – Bedeutungsbereich. Dabei kann es erheblichen Bedeutungsveränderungen unterliegen.

Der *Untergebene*, der ein Dach mit Ziegeln versieht, ist sicherlich nicht in der sinnlichen Bedeutung *unten*. Noch weniger ist das *unter* in dem Wort *Unternehmer* sinnlich zu fassen. Hier haben wir es eher mit dem Gegenteil zu tun. Der neue Gebrauch kann also im Widerspruch zum Ursprünglichen stehen. Von Haus aus hat das *unter* in *Unternehmer* die Funktion des Understatements, einer Beschönigung oder eines Euphemismus, (von griech. εὐφημος 'das Gutreden', 'Wohllauten' – noch nicht: 'Schönreden').

Metaphern übertragen also nicht nur Bedeutungen, sondern verwandeln sie auch häufig. Der Prozess von der herkömmlichen zur neuen (verwandelten) Bedeutung kann dabei sehr schnell verlaufen, manchmal so schnell, dass die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft den neuen Gebrauch gar nicht mehr als metaphorisch erkennen, insbesondere wenn der ursprüngliche vergessen wird bzw. im Gebrauch nicht mehr präsent ist. Man kann an einer Metapher durchaus unterscheiden, ob sie **origopräsent**, also ob ein Sprecher/Hörer ihre Herkunft noch mitdenkt, oder aber **obliterat** ist, d.h. vergessen hat und bestenfalls durch eine gesonderte Reflexionsanstrengung ins Bewusstsein bringen kann. Diese Unterscheidung ist für die Metaphernanalyse aber sekundär. Für das Funktionieren von Metaphorisierungen ist sekundär, ob sich Sprecher oder Hörer oder beide bewusst sind, dass sie metaphorisieren.

Der 9. November 1938 wurde von den Nationalsozialisten alsbald *Reichskristallnacht* genannt. Man wollte an dem Geschehen der Plünderung und Zerstörung jüdischer Geschäfte, dem Niederbrennen von Synagogen und der Ermordung jüdischer Mitbürger eine augenfällige Nebensächlichkeit in den Vordergrund rücken, nämlich dass dabei viele Glasfenster zu Bruch gingen. Sehr bald verband aber niemand mehr mit dem Ausdruck irgendetwas, das an Glas erinnerte. Eine Art witzelnder Zynismus lag sicher auch in der Intention dieser Leute. Wenn heute wohlmeinende Sprachpfleger den Ausdruck „Reichskristallnacht“ wegen seiner ursprünglichen Beschönigungsintention angreifen, verkennen sie, dass aktuelle Bedeutungen sich vornehmlich dem Gebrauch der Wörter und Sätze in einer Situation verdanken und damit deren ursprüngliche Bedeutung verdecken können. Wir können an manchen Metaphern in einem Akt der Rückbesinnung noch den ursprünglichen Gebrauch rekonstruieren. Für die aktuelle Bedeutung ist diese Reflexion aber relativ irrelevant. Insbesondere bei Komposita, zusammengesetzten Wörtern, als auch bei stehenden Wendungen oder Sprichwörtern lernt der Alltagsmensch die neue Bedeutung in seiner aktuellen Bedeutung gewöhnlich wie ein Fremdwort.

Glase und Kristalle gehören zu den Verkettungen von Molekülen, Atomen und Partikeln (Ionen) und unterscheiden sich nur durch den Grad der Regelmäßigkeit, gehören also semantisch

als Nebenbegriffe einem Bedeutungsfeld an, werden in der Alltagssprache auch relativ leicht assoziiert. Das Wort *Glasindustrie* verrät, dass *Glas* auch in einem weiteren Sinne, also als Oberbegriff, gebraucht wird. In diesem Falle wäre Kristall eine Synekdoche genauer: ein Hyponym und stünde zu Glas in einer Art-von-Beziehung. Wenn wir aber Kristall und Glas als Nebenbegriffe fassen, dann haben wir es offenbar mit einer Metonymie zu tun.

Es sei nochmals betont, dass es sich bei der Metaphorisierung meistens nicht nur um Bedeutungsübertragung, auch nicht einfach um Bedeutungstausch handelt, sondern um Bedeutungswandel. Das Wort *Reichskristallnacht* unterscheidet sich sehr bald nicht mehr von Neuworten, deren Morpheme (= Bestandteile) man nicht versteht. Gegenüber den **Vergleichstheorien** und den **Interaktionstheorien** in der Metaphernforschung wird hier also eine **Mutations-
theorie** vertreten.

Eine Fehleinschätzung anderer Art kommt nicht nur bei psychisch gestörten Patienten vor, wenn sie z.B. das Wort *Apfel* auf einen Zettel schreiben und den Zettel dann aufessen. Wir nennen diese Fehlhandlung Reifizierung (wörtlich: Verdinglichung). Sie begegnet auch in den Wissenschaften. So hat man im 19. und auch noch lange im 20. Jahrhundert z.B. in den Sprachwissenschaften das Phänomen der Sprache als Organismus, also als Tier oder Pflanze aufgefasst mit der Folge, dass man – alsbald wie selbstverständlich – dazu überging, sie zu „reinigen,“ von Fremdkörpern freizumachen und vor Fressfeinden zu schützen. Die Fremdwortjagd, die ja auch heute noch Sprachpfleger praktizieren, ist eine Reifizierung, die seinerzeit auch unter namhaften Sprachwissenschaftlern gang und gäbe war.

Um es zuzuspitzen: Das Wort *Hund* hat noch niemanden gebissen. Jedenfalls nicht, wenn nicht ein Hund darauf abgerichtet wurde, nach dem Aussprechen des Wortes *Hund* zu beißen. Und auch dann bestünde nur eine mittelbare Beziehung zwischen dem Wort *Hund* und der Handlung *beißen*. Es ist etwas anderes, wenn auch für die Metaphernanalyse von gewissem Interesse, wenn sich viele Menschen, derart mit *Hund* angesprochen, so verhalten, als wäre dieses Wort bissig oder als hätte es sie gar gebissen. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das in Deutschland noch aus Kaisers Zeiten stammt, spricht hier pauschal von Beleidigung und sieht dafür Strafen vor. Es differenziert zu wenig zwischen bloßen Beschimpfungen, die mehr über den Beleidiger aussagen als über den Beleidigten, und Aufforderungen, den Beleidigten wie einen Hund zu behandeln. In Kulturen, in denen Hunde Objekte der Verehrung sind, wäre in diesem Fall das BGB mit seinen Beleidigungsparagrafen ziemlich deplaziert, in anderen Kulturen sogar eher zu harmlos, in denen Hunde als Nahrung dienen. Jedenfalls wenn es sich um Aufforderungen handelt.

Metaphern machen uns also nicht nur Wirkliches verständlich(er) und durchsichtig(er), sondern können auch sogar erheblich irreführen. Ganz ähnlich wie die Fremdwortjäger sind etwa die Rassisten in einer Reifikation befangen, mit allerdings weitaus brutaleren Folgen. Ursprünglich dem Irrtum erlegen, dass die Färbung der Haut bei Menschen durch die Blutgruppe bedingt sei,¹ machten sie das Blut zu einem Mythos, den sie auch beibehielten, nachdem klar war, dass zwischen Hautfärbung und Blutgruppenzugehörigkeit kein Zusammenhang besteht. Wie die Fremdwortjäger nahmen sie Phänomene wie Blutvergiftung und –verunreinigung zum Anlass, um alles Fremde analog als Unreines zu bekämpfen. Dass Menschen, derart durch eine Metapher irreführt, infolge ihrer Reifikation zu Massenmördern werden können, hat uns im 2. Weltkrieg die SS, die sich seinerzeit als Elite der Nation verstand, in erschreckendem Ausmaße demonstriert

Die Beispiele zeigen, dass man mehrere Ebenen unterscheiden muss. Theoretisch ist es zweifellos richtig, wenn Philosophen immer wieder betont haben: Jedes **Faktum** ist schon **Fiktion**. In der Sprache kann ich aber in zweierlei Weise auf außersprachliche Fakten Bezug nehmen, einmal indem ich diese bzw. deren Repräsentanten einflechte in gewollt Nicht-primär-Faktisches, zum zweiten, indem ich sie in ihrem (faktischen) Zusammenhang beschreiben und/oder sogar in diesen eingreifen will, wobei sowohl Beschreibungen wie Eingriffe natürlich Als-Ob-Handlungen bleiben. Die erste Bezugnahme ist ausschließlich fiktiv. Die zweite ist darüber hinaus faktiv.

Fakten sind Fiktionen, die als feste, aber alles andere als absolut oder ewig gültige Grundlage individuellen, aber gerade auch kollektiven Handelns dienen können, insbesondere, wenn sich von einander unabhängige „Informationskanäle“ durch wissenschaftlich strenge Überprüfung der „Ausgangsdaten“, durch innere Stimmigkeit (Widerspruchsfreiheit) und durch intensiven Argumentationsaustausch miteinander vereinbaren lassen. So wie die Fakten Fiktionen sind, haben umgekehrt Fiktionen zumindest in der Kommunikation eine faktische Kehrseite, in Sprechhandlungen z.B. die Schallwellen, in den Malhandlungen z.B. die Farben, in den Spielen z.B. die Spielfiguren. Fiktionen dieser Art sind ohne „Materialisierungen“, ohne Faktisches nicht kommunizierbar. Sogar der Gedanke eines Philosophen oder der Plan eines Ingenieurs aktiviert neuronale Zellen, also Materielles bzw. Faktisches, im Gehirn.

Vaihinger war nicht der erste, hat das aber in eine systematisierte Metaphertheorie eingebunden, der beobachtete, dass Metaphern häufig paarweise auftreten:

¹ Forschungen mit dem Ziel, solche Zusammenhänge nachzuweisen, gab es noch im 3. Reich. Das geht zumindest aus einem Schreiben des SS->Ahnenerbe<-Geschäftsführers Wolfram Sievers an den Gauamtsleiter und Mitglied des Reichstages Alfred Pfaff vom 28.5.1942 hervor. (BA BDC AE PA Pfaff)

Einheit – Vielheit
 Ding – Eigenschaft
 Ursache – Wirkung
 Möglich – Unmöglich
 Subjekt – Objekt
 Innen – Außen
 Materie – Geist
 Wesen – Erscheinung
 Subsistenz – Inhärenz
 Chaos – Ordnung
 Sein – Werden
 Zustand – Bewegung
 Anfang – Ende
 Wahrheit – Irrtum
 Sein – Nichts

Manchmal begegnen Metaphern zu dritt oder zu viert oder noch häufiger:

Sein – Werden – Machen
 Teil – Komplex – Ganzes
 Entstehung – Blüte – Reife – Verfall

Relativ selten werden alle Begriffe aus dem Herkunfts-Bedeutungsfeld zu einem Metaphernsystem, wie z.B. in der Evolutionstheorie die Baummetapher.

Diese Metaphernpaare bzw. –systeme tragen erheblich dazu bei, was später Wittgenstein die „Verhexung des Verstandes durch die Sprache“ genannt hat. Nehmen wir z.B. die Unterscheidung von **innen** und **außen**. Kant hatte zur Analyse dieser Unterscheidung bereits manches beigetragen, indem er das Ding an sich, also unabhängig von einem Beobachter, als nicht erkennbar bezeichnete. Das heißt, das Außen ist nur *pro me* und nicht *a se*, also dem menschlichen Denker nur als Objekt, wörtlich: als ‚Gegenwurf‘, genauer durch die Kategorien des Innen fassbar. Über das Außen kann ich nichts Absolut-Gültiges erfahren, d.h. Wahrheit in einem radikalen Sinne als Feststellung eines Ewig-und-für-alle-Zeiten-Anzuerkennenden ist nicht möglich, übrigens ebenso wenig die Entlarvung als Lüge, was eine solche Wahrheit beansprucht. Wenn Wittgenstein sagt: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“¹ dann spitzt er das nur auf das dominante Zeichensystem zu. (Sein Satz: „...was

¹ Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus. 1921, § 5.6.

jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein“¹ ist allerdings zu sehr in Gefahr, Kants Aussage über das Ding an sich in Wertungsfragen außer Kraft zu setzen. Der Grenzgedanke wird zu wenig als Fiktion behandelt, wenn man Innen und Außen mit Sinn und Unsinn parallelisiert). Fiktionsanalytisch gehört das >Ding an sich< zu den Abweg-Fiktionen, zu denen kein Rückweg möglich ist.

Dieser Kritik an der Innen-Außen-Unterscheidung begegnet man seit Kant mit dem Hinweis auf einen angeblichen Denkfehler von der Art des *circulus vitiosus*. Das heißt, wer Sprache mit sprachlichen Mitteln beschreibt – wie das nicht nur die Linguistik tut –, wer die Nicht-Hintergebarkeit der Sprache bei Faktenaussagen betont, wer die Fiktivität auch von Hypothesen behauptet, bewege sich angeblich in einem Kreis.

Dazu ist zweierlei zu sagen:

1. Es gibt nur die Alternative: Entweder ein Gedankenzirkel – ob er fehlerhaft ist, kann ohnehin erst im Nachhinein wahrscheinlich gemacht werden – oder aber ein Dualismus von der Art Idee und Faktum. (Beides findet man übrigens bei Kant). Diese Alternative zwischen tendenziell erkenntnistheoretischem und ontologischem Ansatz durchzieht die ganze Philosophie seit Kant.
2. Meine Parteinahme für die Erkenntnistheoretiker basiert auf bedeutungsphilosophischen Erkenntnissen: Wer handelt, hat in jedem Fall entschieden. Er ist damit ein Risiko eingegangen. Wer an die Gesellschaft appelliert, in spezifischer Weise zu handeln, plädiert für ein kollektives Risiko, eben für Gegenwürfe, besser Entwürfe einer Zukunft. In solchen Entwürfen geht es nicht um Wahrheiten oder gar um Ewigkeiten, sondern um etwas, das für einen zu bestimmenden Zeitraum global Bedeutung beanspruchen soll.

Die Versuche, ein Außen absolut zu etablieren, nehmen nicht nur den Mund zu voll, sondern lenken auch von der Aufgabe ab, zu einem Konsens zu kommen, der der Menschheit als Rahmen ihrer Bedeutungsentscheidungen dienen kann. Das heißt, es geht darum, für ein begrenztes Zeitfenster Rahmen und Regeln zu entwerfen, die man wagt, auf Grund maximaler Erklärungsstärke und Widerspruchsfreiheit als Selbstverständlichkeit zu behandeln, die aber revidierbar bleiben müssen. Revidierbar heißt: Kodizes – wie etwa die Menschenrechte – sind nur funktionstüchtig, wenn ihnen ein Frühwarnsystem korrespondiert, das rechtzeitig signalisiert, wo Aspekte reparaturbedürftig sind. Auch solche Frühwarnsysteme sind nicht funktionstüch-

¹ ebenda, Vorwort

tig, wenn auf Grund von Einzelfällen oder wegen einer kurzfristigen Mode oder sonstiger Aufgeregtheiten von Zeitgenossen sofort alle Änderungswünsche ernst genommen werden. Zu einem Frühwarnsystem gehört also eine umfassende Diskussion mit den Zielen größtmöglicher Erklärungsstärke und Widerspruchsfreiheit. Der Biologe Ernst Mayr, einer der wenigen Fachwissenschaftler, die keine Hemmungen haben, über den Tellerrand ihrer Disziplin hinauszublicken, hat mit Recht darauf hingewiesen, wie sehr unsere Kultur noch den Wertvorstellungen einfacher Bauerngesellschaften verhaftet ist. Frühwarnsysteme hätten längst die schier unglaubliche Verkrustung unserer Moral ins Visier nehmen müssen.¹

Da es früher Zeiten gab, in der die Denkkraft der Menschen kollektiv beeinträchtigt gewesen zu sein scheint und/oder die Bereitschaft selbst Höchstgebildeter, sich auf Widersprüchliches und Erklärungsschwaches einzulassen, verbreitet waren, weil den Wunschvorstellungen vieler oder gar Herrschender entsprechend (Beispiel: 3. Reich), muss auch heute und in Zukunft mit diesem Phänomen gerechnet werden. Darum wäre es – unabhängig vom konkreten Fall – grob fahrlässig, frühere Antworten auf Fragen, die den heutigen ähnlich sind, nicht in diese Diskussion einzubeziehen oder gar den Zugriff auf entsprechende Informationen zu erschweren oder gar zu verunmöglichen. Analog wäre die Kontrolle über diejenigen zu verstärken, die über den Zugang zu oder die Kassation (Vernichtung) von Informationen oder über die Finanzierung oder gar Auflösung ganzer Archive, Bibliotheken und vergleichbarer Informationsspeicher zu entscheiden haben. Über Informationsverbrechen dieser oder auch gegenteiliger Art (Überflutung mit sinnlosen Informationen) lohnt es sich, Gesetze zu machen.²

Der Fiktionsgedanke begegnet nicht selten klassischen Strategien der Argumentabwehr. Man kann ihn tabuisieren, indem man ihn zu einer Allerweltsweisheit stilisiert. „Alles ist Fiktion“ kann man sagen und damit auch unterstellen, weiter gäbe es dazu nichts zu sagen bzw. also könne man weiter so verfahren, wie man bisher verfuhr. Die im Fiktionsgedanken schlummernde Kritikpotenz nimmt man jedenfalls nicht wahr oder unterschätzt sie. Reifizierungen, d.h. Verdinglichungen von Fiktionen beginnen mit der Verharmlosung dieser Potenz. Die „Verhexung des Verstandes durch die Sprache“, der gerade die Philosophen, selbst Wittgenstein, erliegen, ist nur möglich bei mangelndem Fiktionsbewusstsein. Fiktionsbewusstsein kritisiert aber nicht nur herkömmliche und selbstverständliche Begriffe, Begriffspaare und Begriffssysteme, sondern ermutigt auch zur Kreation neuer Fiktionen mit mehr Erklärungsstärke und größerer Freiheit von ungewollten und unnötigen Widersprüchen.

¹ Mayr, Ernst: Der Ursprung der menschlichen Ethik. in: Ders.: Eine neue Philosophie der Biologie. München, Zürich 1991, 98-118

² s. dazu: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/archivpolitik.pdf>

Der Fiktionsgedanke ist aber auch grundsätzlich missverstanden, wenn man etwas von ihm ausnehmen will, wenn man etwas zu seinem „Außen“ erklärt, das also als Ding an sich zu behandeln wäre. Diesem Verdikt verfällt auch, wer die Fiktivität der in den Wissenschaften gebräuchlichen Hypothesen leugnet. Da Vaihinger das Metaphernpaar Fiktion – Hypothese nicht einer Fiktionsanalyse unterzieht, was schon Fritz Mauthner mit Recht kritisierte,¹ muss hier ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass sich in einem durchaus unnötigen Selbstwiderspruch befindet, wer als Fiktionsphilosoph den Als-Ob-Charakter dieser Hypothesen nicht zu sehen bereit ist. Auch der Gebrauch von ‚Widerspruchsfreiheit‘ oder ‚Erklärungsstärke‘ steht durchaus zur Diskussion, wenn auch keineswegs als Einladung zu Irrationalismen, Widersprüchlichkeiten und Erklärungswillkür aller Art.

Gedankenzirkel sind – wie Mauthner es in einem Bilde sagt – „Feuer im hölzernen Ofen“. Sie sind unvermeidlich, wenn man nicht zu Dualismen seine Zuflucht sucht. Dualismen sind aber nicht nur philosophisch unbefriedigend. Sie widersprechen auch elementaren Regeln der wissenschaftlichen Terminologie-Konstruktion. Nach diesen Regeln müssen, um in der Begrifflichkeit wissenschaftliche Vergleichsergebnisse angemessen zum Ausdruck bringen zu können, nicht einfach nur in einem Begriffspaar Unterschiede, sondern in einem Oberbegriff auch Gemeinsamkeiten erfasst werden können, wobei der Oberbegriff nur Oberbegriff des Begriffspaares sein sollte. Andernfalls besteht der begründete Verdacht, dass eine entsprechende Forschung ihre Aufmerksamkeit einseitig auf Unterschiede gerichtet hatte, also einen Willkürfehler beging.

Vaihinger betont aber auch, dass ohne Unterscheidungen wie die von innen und außen keine Erkenntnis möglich wäre. Die Unterscheidung von *Fiktivität* und *Faktivität* reißt an sich wie die von *Geist* und *Materie* Zusammengehöriges auseinander, behandelt das Gemeinte also, als ob es zwei unabhängige Phänomene wären, gewinnt dadurch aber ein Verständnis, das uns daran hindert, beide Ebenen so zu verwechseln, wie das der psychisch gestörte Patient mit dem Wort *Apfel* auf den Zettel tat. Wenn man sich – wie in fast allen fundamentalistischen Systemen – der Fiktionalität der Fakten umgekehrt nicht mehr bewusst bleibt, kommt man zu Verhaltensweisen, wie wir sie bei den Fremdwortjägern in ihrer Befangenheit in der Organismus-Metapher beobachten konnten.

Dabei ist die Grenze zwischen Fiktivität und Faktivität fließend. Wenn z .B. die intelligenten Neffen von Donald Duck im Comic Strip ein gesunkenes Schiff wieder an die Meeresoberfläche heben, indem sie im Schiffsrumpf unzählige Tischtennisbällchen unterbringen, dann kann

¹ MAUTHNER, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3. Bd. 1913² Ffm, Berlin...: Ullstein 1982, 479

es leicht passieren, dass das ein Fachmann bei der Bergung von Schiffen als Idee aufgreift und in die Tat umsetzt. Spiel, Kunst, Dichtung, allgemein: fiktive Welten können also auch zu Vorreitern von Veränderungen in der Welt der Fakten werden. Metaphern sind auch in Wissenschaft und Praxis trotz ihrer Herkunft aus der Welt der Fakten erst einmal wie in Kunst und Spiel ausschließlich fiktiv. Es ist sogar erfahrungsgemäß kontraproduktiv, wenn diese zu zielorientiert wie der Bulle auf das faktive rote Tuch starren. Metaphern sind hier zunächst **Abwege**, die erst in späteren Schritten in Wissenschaft und Praxis einen **Rückweg** in den ursprünglichen Faktenzusammenhang finden. In Kunst und Spiel haben Metaphern umgekehrt zumeist ihren Ausgangspunkt schon in Fiktionen oder fiktionalen Welten, gleiten gleichsam an beliebiger Stelle in die Welt der Fakten ab, um diese dann als Mittel, Versatzstücke oder Anhängsel in diese einzubinden. Im Grenzfall kann auch in Kunst oder Spiel Faktivität einen dominante Rolle spielen, z.B. im Agitprop-Theater oder in den Manövern von Militärs.

Das Erlebnis der Differenz zwischen Fiktionen und Fakten ist offenbar nicht nur auf den Menschen beschränkt. Eine Katze z.B. behandelt ein Wollknäuel zunächst wie eine Maus. Sie spielt damit; sie übt „für den Ernstfall“ – so deuten das die Menschen –. Erblickt sie dann plötzlich eine leibhaftige Maus vor sich, ist sie so „entsetzt“, dass sie erst einmal den Kairos (= den richtigen Moment) verpasst.

Wie bereits angedeutet, sind Operationen wie Zerlegen, Abstrahieren, Verbinden, Extrapolieren, Übertragen oder Verwandeln selbst metaphorisch. Das zeigen schon die ursprünglichen Bedeutungen der Kernmorpheme: *legen*, *trahere* (= ‚ziehen‘), *binden*, *polus* (‚Drehpunkt‘), *tragen* und *wandeln* (etymologisch in Beziehung zu setzen zu *wenden* und *winden*). Sie stammen zumeist aus dem riesigen Bedeutungsbereich des **Handwerks**. Polemisch: die Operationen, die wir mit den Metaphern in Verbindung brachten, haben wir wie ein Handwerker auf Material angewandt, das in unserem Fall Bedeutungen sind. Für Wissenschaftler sind diese Operationen nicht weniger selbstverständlich als für Handwerker. Anders formuliert: Neues und Unbekanntes pflegten die Menschen in unserer Kultur mit handwerklichen Methoden zu etwas Vertrauten wie Raum, Zahl, Körper etc. in Beziehung zu setzen.

Indem über Prozesse und Phänomene kommuniziert wird, werden schon in der Tierwelt Merkzeichen, Anhaltspunkte, Anzeichen, allgemein: Andeutungen außerhalb von diesen benützt, die verbunden, extrapoliert, übertragen und verwandelt werden, um anderen unter Umständen an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit diese nacherlebbar und weiterverarbeitbar zu machen. Sprache ist unter diesem Aspekt kaum mehr als ein System solcher Andeutungen. Schon früh spielen im Tierreich **Rituale** eine Rolle. Diese Operationen unterschei-

den sich nicht grundsätzlich von denen, die bei den Wahrnehmungen, Weiterverarbeitungen und an diesen orientierten Handlungen von nichtkommunizierenden Einzelexemplaren zu beobachten sind, sie sind ohne diese nicht fassbar und überlagern sie. Die Kommunikation dieser Andeutungen funktioniert, wenn nicht von Anfang an, aber von Art zu Art verschieden, wie erwähnt, am effektivsten in ritualisierter Form. Letztere gewinnt alsbald ein Eigenleben, wobei die relative Autonomie des Rituellen in der menschlichen Sprache, die die Grammatiker **Syntax** nennen, möglicherweise noch nicht einmal die am weitesten autonomisierte Art von Kommunikation in der Welt ist. Vielleicht ist die Syntax der „Sprache“ der Delphine noch „eigenwilliger“. Es besteht jedenfalls überhaupt kein Anlass, die Operationen, die wir bei den Metaphorisierungen ausgemacht haben, auf innersprachliche Phänomene und Prozesse zu begrenzen. Zugespitzt formuliert: Kommunikation und also auch die Sprache verdankt ihre Entstehung und Entwicklung Metaphorisierungsprozessen. Dabei scheint Metaphorisieren sogar ein grundlegendes Merkmal lernfähiger Lebewesen zu sein. Fiktionen und Metaphern sind zu den **Umwegen** zu zählen, die die Natur – was immer das sei – auch sonst zu beschreiten pflegt. Auch hier gilt: Der Direktweg ist nur ein Grenzfall des Umwegs.

Die menschliche Sprache verwandelt mehr als die meisten anderen Kommunikationssysteme die dreidimensional wahrgenommene Wirklichkeit in ein tendenziell eindimensionales Nacheinander, dessen Struktur mit dieser nur noch wenig zu tun hat, offenbar nur noch übertroffen durch das tendenziell digitale Echolot-System, das Delphine und manche andere Arten von Walen verwenden.

In der Geschichte der Metaphernforschung gibt es eine wenig beachtete, manche dieser Erkenntnisse vorwegnehmende Studie eines ethnologisch versierten Entwicklungspsychologen, eine frühe Arbeit des seinerzeit in Hamburg wirkenden Heinz **Werner** aus dem Jahre 1919 mit dem Titel „Die Ursprünge der Metapher“. Diese Studie fällt gewiss in mancher Hinsicht metapherntheoretisch hinter Positionen zurück, wie sie insbesondere Nietzsche, Vaihinger und Mauthner vertraten, nicht zuletzt, weil sie diese offensichtlich nicht kennt. Als hätte sich seit der Antike in dieser Hinsicht nichts getan, steht für Werner der Aspekt im Vordergrund, ob eine Metapher bewusst eingesetzt wird. Wie seinerzeit wird mit der Metapher Lüge und Falschheit konnotiert. Wie die Ethnologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchweg spricht Werner unbefangen von Primitiven, bringt diese sogar ziemlich bedenkenlos in eine hierarchische Beziehung zueinander und spricht z.B. von den Buschmännern als der „tiefststehendsten Rasse.“¹ Diskussionslos behandelt er Phänomene und Vorgänge bei rezenten – d.h. im 19.

¹ Werner, Heinz: Die Ursprünge der Metapher. Leipzig 1919, 214

Jahrhundert und/oder noch heute existenten – Völkern – europäische Völker spielen dabei eine eigentümlich verschwindende Rolle – als Vorformen bzw. Vorstufen, ohne irgendeine Beziehung zu den Überlieferungen früherer steinzeitlicher Kulturen herzustellen.

Dennoch hat die entwicklungslogische Analyse einer Fülle von Beispielen eine unverkennbare Plausibilität. Insbesondere scheint mir die Unterscheidung von Ding- und Vorgangsmetaphern einerseits – er spricht meist einfachheitshalber von **Dingmetaphern** – und Wort- und Satzmetaphern andererseits – manchmal einfach **Sprachmetaphern** genannt – ein wertvoller Beitrag zu sein, der leider in der Geschichte der Metaphernforschung – wenn ich mich nicht täusche – bisher keine Resonanz fand. Unter den Ding- und Vorgangsmetaphern versteht Werner eine unsprachliche Gestaltungsform, „bei welcher das Gleichnis ausschließlich in der stummen Zusammensetzung der Naturdinge“ bzw. Vorgänge bestehe.¹ Die Entstehung solcher unsprachlichen Metaphern erklärt er aus dem Mangel bzw. der Hemmung positiver Handlungsmöglichkeiten bzw. aus der Tendenz, dieses Negativum durch ein Positivum zu ersetzen. Er sieht dabei die Entstehung der Metaphern überhaupt in engem Zusammenhang mit dem Tabu, einem Phänomen, das er Nomadenvölkern weitgehend abspricht, das jedenfalls erst bei frühen sesshaften Stämmen dominant werde. Das Tabu wiederum sei Folge verbreiteter Furcht. Nomadenvölker könnten diese abreagieren, indem sie den Ort unangenehmer Erlebnisse einfach verlassen. Sesshafte Völker würden mit diesen Orten und Erlebnissen zusammenhängende Dinge und Vorgänge tabuisieren und Regeln entwickeln, damit umzugehen. Dabei kämen sie zu Verhaltensweisen, die man auch in Spätkulturen als funktional bzw. zweckorientiert bezeichnen würde, z.B. im Jagdzauber, wenn „durch die Vorführung von Tänzen, welche das Leben und Treiben der Jagdtiere behandeln, diese angelockt werden“, oder in der Verwendung von Lockvögeln.² So sehr die Entwicklungspsychologie bei Werner also noch in der Kolonialzeit verhaftet ist, so sehr sich Werner dieser Neuerung als solcher noch nicht bewusst ist, so wichtig scheint mir, dass bei ihm vor allem – wenn ich recht sehe – erstmalig der Metaphernbegriff die noch heute verbreitete Begrenzung auf die Sprache transzendiert.

Werner war 1917 am Hamburger Kolonialinstitut tätig, aus dem dann 1919 die Hamburger Universität entstand. Er war dort Mitarbeiter des bekannten Psychologen William Stern, der – wie auch Werner – 1933 in die USA emigrierte. Werner und Stern wurden, seinerzeit von ihrem Kollegen Hans Paul Roloff und einigen anderen diffamiert, Werner z.B. als „ungarischer Jude“, der in Wien einen deutschen Namen angenommen habe. Beides, Judentum und Namenswechsel, ist wahrscheinlich aus der Luft gegriffen, konnte jedenfalls bisher nicht verifiziert werden. s. dazu: Moser, Helmut: Zur Entwicklung der akademischen Psychologie in Hamburg bis 1945. in: Krause, Eckart u.a. (Hg): Hochschulalltag im >Dritten Reich.< Die Hamburger Universität 1933-1945. Berlin, Hamburg. 1991, Bd. 2, 496

¹ Werner, Heinz: Die Ursprünge der Metapher. Leipzig 1919, 48

² ebenda 53

Strukturell lässt sich noch heute zwischen dem sukzessiven Voreinandersetzen von Zeige- und Mittelfinger auf einem Tisch als Antwort auf die Frage „wie kam er von Tübingen nach Nehren?“ und der Antwort „zu Fuß,“ „gehend“ oder „wandernd“ jedenfalls kein grundsätzlicher Unterschied entdecken.¹ Erst wenn wir uns mit einer neuen Vorgangsmetapher reflexiv auf das Voreinandersetzen von Fingern beziehen wollen, geraten wir schnell an grundsätzliche Grenzen, die die Sprachmetaphern nicht kennen. Sprachmetaphern gestatten uns demgegenüber, eine Metapher als Basis in syntaktische Beziehung zu anderen zu setzen – z.B. „fußeln“, „Fuß des Berges,“ „auf einer Erkenntnis fußen,“ „entzwei gehen,“ „in den Geldbeutel wandern lassen“ etc. – Die Sprachmetaphern sind also von weiter tragender Potenz als die Ding- und Vorgangsmetaphern.

In der Tat besteht kein Grund, die Ding- und Vorgangsmetaphern grundsätzlich von den Sprachmetaphern zu unterscheiden. Ob aber die Sprachmetaphern aus den Ding- und Vorgangsmetaphern entstanden sind – was Werner nahe legt –, kann mit Fug und Recht bestritten werden, ist aber demgegenüber sekundär. Zu der von mir vertretenen Vermutung, dass die beiden Metaphernarten, die nichtsprachlichen und die sprachlichen, ursprünglich zwei Seiten ein und derselben Medaille gewesen sein könnten, findet sich bei Werner – wie in der späteren Forschungsgeschichte – kein Ansatz. Dem Begriff der Dingmetapher nahe kommt der Begriff der Gegenstandsbedeutung, den Holzkamp in den 70er Jahren im Rahmen einer psychologischen Bedeutungstheorie allerdings einen umfassenderen Sinn gegeben hat.²

Der Entwicklungspsychologe Werner verrät – und das in einer Zeit, als die Psychologie sich institutionell noch im Rahmen der Philosophie bewegte – keinerlei Reflexion über die Metaphorizität seiner Unterscheidungen. Auch terminologisch sind seine Begriffe nicht in ein philosophisch reflektiertes Begriffssystem eingebunden, bestenfalls liefern sie Cluster, die aber miteinander nicht in Beziehung gebracht werden.³ Dennoch wurde der Metaphernforschung hier ein Weg gewiesen, aus – bei näherem Zusehen – nicht begründbaren Selbstbeschränkungen und Abschottungen gegenüber neuen Erkenntnismöglichkeiten herauszufinden.

Die Beleuchtung sprachlicher Phänomene vom Metaphernbegriff her lässt sich im übrigen problemlos in Richtung auf andere Zeichen- und Kommunikationsarten expandieren. Metaphorisierungen sind offensichtlich Mutationsvorgänge, die sich nur in Details, nicht aber

¹ Auch verbale Äußerungen lassen sich ja auf physiologische Vorgänge beim Laute-Äußern, z.B. Beteiligung der Lunge, des Kehlkopfes, des Nasen- und Mundraums etc. zurückführen. Diese Vorgänge stehen dann für die gemeinte Bewegung wie das Voreinandersetzen der Finger.

² Holzkamp, Klaus: Sinnliche Erkenntnis. Ffm 1972.

³ Auf die Rechtfertigung dieses Mangels in postmodernen Philosophien gehe ich in einer anderen Publikation kritisch ein.

grundsätzlich von anderen unterscheiden. Es sollte damit gerechnet werden, dass Ding- und Vorgangsmetaphern zusammengedacht werden können mit Mutationen, wie wir sie sogar im prähumanen Bereich erschließen können. Das Besondere von Sprachmetaphern erhellt sich jedenfalls erst auf dem Hintergrund einer allgemeineren Analyse von Mutationen unterschiedlichster Art.

Auf dem ersten Blick könnte man geneigt sein, die Konstruktivisten als Nachfahren der Fiktionalisten zu sehen. Zumindest Vaihinger, aber auch Mauthner sind den Konstruktivisten aber offensichtlich unbekannt geblieben. Aus deren Sicht müsste man sie eher als Trivialfiktionalisten skizzieren. Insbesondere Mauthner hat herausgearbeitet, dass Begriffe wie der des 'Konstrukts' durch nichts davon ausgenommen werden können, selbst als Konstrukt behandelt zu werden.

Was bei den konstruktivistischen Philosophen bereits als unerkannter Selbstwiderspruch zu beobachten ist, nämlich, dass der Begriff 'Konstrukt' nicht als Konstrukt durchschaut wird, gerät bei Neurologen wie Gerhard Roth zu einer ärgerlichen Denksperre, die sich nicht mehr von der fundamentalistischen Deterministen unterscheidet. Wer die Willensfreiheit als Fiktion behandelt, muss das auch mit der Kausalität tun. Die Theorie, dass neuronale Prozesse durch Gene deterministisch gesteuert werden, ist wie die der Willensfreiheit als Konstrukt anzusehen.

Vermutlich hätten Vaihinger und Mauthner auch die einseitigen Versuchsanlagen dieser Neurologen kritisiert. Schon Kybernetiker wie Norbert Wiener hatten gezeigt, wie Schaltkreise Spielräume schaffen können, die prinzipiell nicht genau, sondern nur in bestimmten Grenzen ungenaue Ergebnisse vorhersagbar machen. Die Quantentheorie hat in der Physik das Kausalprinzip keineswegs – wie manchmal behauptet wird – außer Kraft gesetzt, sondern eher als Grenzfall unscharfer Prozesse in subatomaren Bereichen wahrscheinlich gemacht. In der Biologie hat man analog die Evolution der bereits in der Tierwelt verbreiteten Lernfähigkeit sich aus allgemeinen Auslösemechanismen vor allem durch Spezialisierung einzelner Zellen in Richtung Hemm- und Speicherfähigkeit entwickeln lassen. Diese Zellen wirken nur im Grenzfall auf die Handlungen von Lebewesen determinativ, meistens aber nur konsultativ ein. Diese Spezialisierung schafft nicht erst beim Menschen Entscheidungsspielräume, so sehr diese durch genetisch bedingte Auslösemechanismen eingeengt werden können. Das limbische System im menschlichen Gehirn, das zentral an den Handlungsentscheidungen beteiligt zu sein scheint, als so unveränderbar omnipotent und so resistent gegen die in den grauen Zellen gespeicherten Erfahrungen zu behandeln, wie das Roth tut, ist Ergebnis von unreflektier-

ten Vorentscheidungen bei der Konstruktion von Versuchsanlagen, die den Fokus auf Determiniertheiten richtet und die Möglichkeit von Entscheidungsfreiräumen von vornherein einengt bzw. ausschließt. Roth zugute halten muss man, dass auch heute noch die Forscherelite auf Kausalität gerichtete Studien gegenüber denen favorisiert, die auf Freiheit zielen. Diese in der Wissenschaftswelt verbreitete Einseitigkeit ist wissenschaftstheoretisch nicht zu begründen; sie ist insbesondere dann zu problematisieren, wenn sie Einfluss auf die Sozial- und Rechtspolitik beansprucht, z.B. daraus folgert, dass auf Grund von Gen-Gutachten Kriminelle als schuldunfähig wegzusperren seien. Vaihingers Devise, die Menschen so zu behandeln, als ob sie frei wären, fand nicht nur Eingang in den philosophischen Pragmatismus, sondern auch in eine Rechtstheorie wie die eines Radbruch. Die Theorie der automatischen Steuerung des Menschen durch die Gene bricht dagegen eher Dämme in Richtung Euthanasie.

Der Metaphernbegriff birgt also ein noch nicht entfernt von den Einzelwissenschaften, aber auch der Philosophie ernst genommenes Kritikpotential. Wenn man so will, lässt er sich als Bestandteil einer Semantik der Kritik interpretieren.

LITERATUR

- | | |
|------------------------|---|
| Lakoff/Johnson (1980) | Lakoff, George & Johnson, Mark: <i>Metaphors We Live By</i> . Chicago, London. 1980 u.ö. |
| Lakoff/Johnson (1999) | Lakoff, George & Johnson, Mark: <i>Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought</i> . NY: Basic Books. 1999 |
| Mauthner, Fritz (1901) | Mauthner, Fritz: <i>Beiträge zu einer Kritik der Sprache</i> . Wien 3 Bde 1901-2, 1906 ² |
| Nietzsche (1873) | Nietzsche, Friedrich: <i>Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn</i> . In: Friedrich Nietzsche: <i>Sämtliche Werke</i> . (hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari), Berlin 1967ff, 1988 ² , Bd. 1, 873-890. |
| Simenon, Gérard (1997) | Simenon, Gérard: <i>Dieser Text ist eine Fälschung</i> . Tübingen: GIFT. 1997 [Kompendium von Vaihinger-Texten] |
| Vaihinger, Hans (1877) | Vaihinger, Hans: <i>Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit</i> Berlin 1911 u.ö. |
| Werner, Heinz | <i>Die Ursprünge der Metapher</i> . Leipzig 1919 |